



Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 52.

Samstag

den 25. December

1830.

Amors Uhr.

(Nach dem Italienischen Gerhards de' Rossi.)

Hört einmal! Amor übermacht
Eine Uhr mir, seinem Knecht,
Wüßt' ich doch, was er dabei sich dachte!
Seine Uhr geht niemals recht.
Denn ihr Zeiger kreist mit Blütheschnelle,
Wenn in Wonne schwelgt das Herz,
Und bewegt sich fast nicht von der Stelle,
Wenn im Busen tobt der Schmerz.

Hugo vom Schwarzthale.

Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien.

Drei Stunden vom Meere, zwischen den Städten Sirgenti und Aragona ist ein Berg, der bei den Alten Moruca hieß, und den man jetzt Makaluba nennt. Er erhebt sich auf einer kreisrunden Basis und bildet einen abgestuften Kegel. Seine Höhe über dem Thalse, das vorzugsweise aus Kalkstein gebildet ist, beträgt gegen hundert fünfzig Fuß, und oben befindet sich eine konvexe Ebene, die etwa eine halbe Meile im Umfang hat. Er ist völlig unfruchtbar, keine Spur von Vegetation ist daran zu sehen. Oben bemerkt man eine Menge zerstreuter kleiner Hügel, die alle gleichfalls abgestuften Kegeln gleichen und größtentheils nicht drei Fuß hoch sind. Jeder dieser Hügel hat einen trichterförmigen Krater, und sie stehen sämmtlich auf graulichen Tonschichten, die immer naß und schlüpfrig sind. Innen sind die Krater zu jeder Zeit feucht, und man

bemerkt darin eine beständige Bewegung. Unten aus dem Trichter steigt nämlich jeden Augenblick eine Masse flüssigen Thons auf, deren Oberfläche kuglig ist; je weiter sie an den Rand des Kraters heraufkommt, desto mehr nimmt sie die Gestalt einer Blase an; diese platzt endlich und entladet eine Masse Luft mit einem Geräusch, ähnlich dem, wenn man den Pfropf einer Champagnerflasche springen läßt. Sobald sich die Luft aus dem Schlamme, welcher sie enthielt, völlig entwickelt hat, läuft ein Theil desselben über den Rand, der andere sinkt in den Krater zurück, und steigt alsbald wieder auf, wie zuvor, wenn sich eine neue Luftblase entwickelt. Manche dieser kleinen Hügel sind nicht mehr in Thätigkeit, und ihre Trichter stehen voll von einer trüben, salzigen Flüssigkeit, auf welcher ein Häutchen von bituminösem Del schwimmt, das einen bedeutend starken Geruch hat, den man leicht mit Schwefelgeruch verwechselt.

Dies ist der Zustand des Berges im Sommer und Herbst; im Winter aber geht in Form und Consistenz eine große Veränderung mit ihm vor; die starken Regengüsse durchweichen die Hügel, der Thon wird zu Schlamm, und Alles zerfließt endlich in einen Sumpf, dessen Tiefe man nicht kennt, und dem man gar nicht nahe kommen darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will, zu versinken. Und dies ist nur der Zustand der Ruhe des Berges; er hat auch Perioden, wo er in heftige Gährung geräth, und ganz unter den nämlichen Umständen wie andere Vulkane, gewaltsame Ausbrüche macht; nur bestehen die Laven der gewöhnlichen Vulkane aus brennbaren und verbrannten Stoffen, während die Makaluba nichts auswirft als Thon und Wasser, ohne eine Spur, daß Wärme dabei eine Rolle

gespielt hätte. Wir geben eine kurze Beschreibung eines sehr heftigen Ausbruchs im vorigen Jahrhundert, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Beobachters.

Am 30. September 1777 hörte man bei Sonnenaufgang in der Makatuba ein dumpfes Geräusch, das allmählich heftiger wurde und endlich den gewaltigsten Donner an Stärke übertraf. Die Erde zitterte weit umher, und es bildeten sich Risse und tiefe Spalten nach allen Richtungen. Mit einem Male erweiterte sich der Hauptkrater auf einen Durchmesser von 9 Fuß und begann eine schmutzige Dampfvolke, die in den wenigen Augenblicken eine Höhe von 70 Fuß erreichte, auszustossen. Sie war röthlich von Farbe, weil sich das Sonnenlicht daran brach. Diese Wolke bestand aus nichts als aus schlammigem Wasser, das zum Theil in Strömen auf das Land umher niederstürzte, zum Theil, dem Zuge der Schwere nach, wieder gerade in den Krater zurückfiel. Unter dem überschwemmten Lande hörte man ein Geräusch, wie wenn ein ungeheurer Mühlstein umliefe und dann mit einemmale in unterirdische Tiefen hinabstürzte. Auf drei Meilen in der Runde brauste die Luft, wie ein Meer, das vom heftigsten Sturme gepeitscht wird. Die Einwohner der benachbarten Dörfer ergriffen voll Entsetzen die Flucht, um nicht unter den Schlammfäulen begraben zu werden, welche der Krater auswurf. Sie schwebten gleich Wasserhosen in der Luft und bildeten rings umher fünf Fuß hohe Schlammwälle, füllten die benachbarten Thäler aus und verbreiteten dabei einen bituminösen Geruch, der das Athemholen sehr erschwerte. Der Ausbruch dauerte indessen in seiner höchsten Höhe bloß eine halbe Stunde.

Do Lomieu hat auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Sicilien die Makatuba genau untersucht. Er überzeugte sich, daß das Feuer bei diesen auffallenden Erscheinungen keine Rolle spielt, denn er vermochte keine Spur davon zu entdecken. Er schloß daraus, daß im Eingeweide des Bergs große Massen von Gas eingeschlossen sind, das sich fortwährend nach oben durch den Thon, der ihm im Verhältniß seiner Schwere und Cohäsion einen gewissen Widerstand entgegensetzt, zu entwickeln strebt. Die Umstände, welche plötzlich eine stärkere Erzeugung dieser Luft und damit heftigere Explosionen verursachen, sind uns unbekannt. Die starken Ausbrüche der Makatuba fallen indessen gewöhnlich in den Herbst, und treten namentlich nach einem langen, trockenen Sommer häufig ein.

Ueber die Cholera Morbus.

(Aus einem Schreiben aus Vercel in Lierland vom 17. November.)

Von ansteckenden Krankheiten wissen wir hier zwar

zur Zeit noch nichts, doch sind wir nicht frei von Besorgniß. In St. Petersburg besonders quält man sich mit außerordentlicher Furcht vor der Cholera Morbus, räuchert mit Echlorkalk und raucht Tabak in allen Häusern, um sich gegen diesen drohenden Feind zu schützen. Von unserer Regierung sind übrigens die vortrefflichsten Maßregeln ergriffen, um dem Uebel zu begegnen, wenn es sich ja der Residenz nähern sollte. Bis jetzt ist aber der uns nächste Ort, in welchem die Krankheit herrscht, die alte Hauptstadt Moskau, also noch über 100 Meilen entfernt. Ueberhaupt ist diese Krankheit bei weitem nicht so furchtbar, wie man durch vieles Sprechen und Schreiben darüber sich nach und nach hat einreden lassen, so daß man sie mit der Pest, und sogar mit der schrecklichsten Pest, die je gewüthet, mit dem schwarzen Tode, welcher in der Mitte des 14ten Jahrhunderts so entsetzlich durch Europa zog, zu vergleichen sich bemüht. Dieses ist eine unbegreifliche Uebertreibung. In Ostindien herrscht die Cholera alljährlich, ohne daß man dort viel Aufhebens davon macht; nun hat sie sich einmal nach Norden verirrt, doch verliert sie nach den bisher gemachten Beobachtungen, je höher sie der kalten Zone sich nähert, immer mehr von ihrer Kraft. Um diese Behauptung zu bewahrheiten, vergleiche man nur die wöchentlich erscheinenden Bülletins dieser Krankheit. Nach diesen zeigte sich das Uebel zuerst am 16. September in Moskau, und bis zum 17. October erkrankten daselbst an der Cholera 3029 Menschen, von diesen starben 1485; von den übrigen sind etwa ein Drittel völlig genesen, und zwei Drittel blieben noch krank. Es sind also beiläufig 50 Menschen täglich gestorben, was für eine Stadt von 300,000 Seelen, bei einer herrschenden Epidemie nicht außerordentlich erscheint. Jetzt ist die Krankheit wieder im Abnehmen, und wird vielleicht in einigen Wochen völlig aufgehört haben, denn sie pflegt nicht über zwei Monate an einem Orte zu verweilen. In Saratow, einer Stadt von 35,000 Einwohnern, so wie in Persa mit 15,000 Seelen, wo das Uebel vom 7. August bis zum 7. September weilte, ergibt sich zwischen den Erkrankten, Gestorbenen und Genesenen ein gleiches Verhältniß. Neuerdings ist das Uebel in Tula, also jenseits Moskau, ausgebrochen, und liefert dort die nämlichen Resultate der Sterblichkeit. Von hier aus sind drei, von St. Petersburg vierzig, so wie auch von Dorpat mehrere Aerzte nach verschiedenen von der Seuche befallenen Gegenden abgesendet worden. Noch ist man nicht im Reinen darüber, ob die Cholera ansteckend sei oder nicht. Das steht indessen fest, daß die geringere Volksklasse, sowohl durch ihre unregelmäßige Lebensweise, als durch ihre Unreinlichkeit ganz besonders für dieses Uebel empfäng-

lich ist, so wie auf der andern Seite die darüber verbreitete Furcht an Uebertreibung gränzt.

Ueber Holzersparung.

Im Verlauf der letzten 45 Jahre ist von allen möglichen Seiten her gar Vieles geschehen, um die Consumtion des Holzes auf alle mögliche Art und Weise zu ermäßigen. Man hat den Gebrauch der Steinkohlen und des Torfs einzuführen und auszubreiten gesucht. Man hat die Heizkraft der erstern zu den verschiedenen Holzarten ausgemittelt. Selbst die Berliner Academie der Wissenschaften hat diesershalb vergleichende Versuche anstellen lassen, nach welchen man die Heizkraft von 177 1/4 Pfund Steinkohlen der Kraft von 298 Pfund Buchenholz gleich gefunden hat u. s. w. Die bei dieser Gelegenheit gemachte angebliche Ermittlung, daß der Effect des Eichenholzes mit dem des Buchen- und Birkenholzes beinahe einerlei sei, scheint aber noch einigem Zweifel unterworfen zu seyn, wenn gleich die spätern Hartig'schen Versuche damit so ziemlich übereinstimmen. Es scheint wenigstens der allgemeinen Erfahrung, so wie auch den Bestandtheilen des Holzes zu widersprechen. Ob und in wiefern es möglich sei, selbst bei der gegenwärtigen gewöhnlichen Einrichtung unsrer Deseu und Herde durch eine bloße zweckmäßigeren Behandlung unsrer Brennmaterialien, insbesondere aber des Holzes eine große Ersparniß zu erzielen, mögen folgende unbezweifelte Erfahrungsergebnisse erweisen: 1.) Nasses Holz gewährt nur die Hälfte der Heizung, welche es im völlig trocknen Zustande leistet. 2.) Große Holzstücke geben bei Weitem keinen solchen Grad von Hitze, wie die kleineren; der Unterschied der erzeugten Hitze kann nach der Verschiedenheit der Größe der Stücke, 25 bis 30 pro C., ja noch mehr betragen. Bei dem weichen Holz ist der Nachtheil der großen Stücke geringer, wie bei dem harten. Der Grad der Trockenheit kommt ebenfalls sehr in Betracht. 3.) Alles in die Quere, nicht längs des Feuerstromes in eine Feuerung gelegte Holz gibt bei Weitem keine solche Hitze, als mit dem gedachten Feuerzuge horizontal liegend. 4.) Ein allzustarker Luftzug entkräftet ebenfalls die Wirkung der auflodernden Flamme, indem er die Zeit der Einwirkung derselben auf die umgebenden Gegenstände abkürzt. 5.) Auch ist es eine bekannte Erfahrung, daß die Kraft und Wirkung der glühenden Kohlen durch die Vereinzelung und Auseinanderbreitung derselben eine Verminderung erleidet, und daß dieselben anhaltender und stärker sind, wenn sie näher und dichter zusammengeschüßt werden. Wenn wir sonach kein anderes als trocknes Holz brennen, mit-

hin uns damit zur gehörigen Zeit versehen, oder die verkaufenden Behörden dafür sorgen, daß diese Materialien immer im gedachten Zustande zu haben sind; wenn wir ferner dieses Holz möglichst klein spalten lassen, dasselbe immer längs in den Ofen oder auf den Herd und nicht in die Quere legen, einen zu starken Luftzug der Deseu verhindern, und die Kohlen, wenn das Holz verbrannt ist, auf einer Stelle zusammenscharren: so wird durch diese Maßnahmen eine gar große Ersparniß an Holz erreicht werden. Man kann dadurch vielfältig mehr als die Hälfte des gewöhnlichen Bedarfs ersparen, und entgeht überdieß noch den vielfältigen Unannehmlichkeiten einer unvollständigen Feuerung.

Ethnologische und geographische Notiz.

Welch erstaunliche Wassermasse die kanadischen Seen bilden, geht aus folgender Berechnung hervor, die der Newporcker Stateman anstellt: Der Ontariosee ist 80 englische Meilen lang, 40 breit und 500 engl. Fuß tief; er liegt 213 Fuß über dem Meerespiegel. Der Eriesee ist 270 Meilen breit, 200 Fuß tief und liegt 565 Fuß über dem Meer. Der Huronsee ist 250 Meilen lang, 100 Meilen breit, 900 Fuß tief; er liegt 595 Fuß über dem Meer. Der Michigansee ist 260 Meilen lang, 60 breit; wie tief er ist weiß man nicht. Der Gröne-Baise ist 105 Meilen lang, 20 breit; der obere See endlich 480 Meilen lang, 109 Meilen breit, 900 Fuß tief; er liegt 1048 Fuß über dem Meer. — Die Catabas, ein Indianerstamm in Südkarolina, leben seit mehr als hundert Jahren in Frieden und Freundschaft mit den Weißen, sie haben den Krieg von 1756 und den Revolutionskrieg mit durchgefochten, und auf beiden Ufern des Cataba ist ihnen längst ein Gebiet von vier und zwanzig Quadratmeilen, lauter sehr fruchtbares Land, angewiesen worden, wo sie ruhig und unter dem Schutze des Staates leben. Mehrere von Missionarien zu ihrer Civilisation gemachte Versuche sind fehlgeschlagen; sie sind noch eben so faul, sorglos und dem Branntwein ergeben, wie vor achtzig Jahren. Im Krieg von 1756 schätzte man ihre Zahl auf 3000; zu Ende des Revolutionskriegs waren ihrer nicht mehr als 700; jetzt sind blos noch 120 Individuen übrig. Sie haben sich nie über irgend eine Verfolgung zu beklagen gehabt, und ihr Aussterben in so starkem Verhältnisse ist daher sehr auffallend.

A n e c d o t e n.

Der König August von Polen hatte im Jahre

1729 dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen einen Besuch abgestattet, und als er von Berlin über Frankfurt an der Oder zurückreiste; mußte ihn der Oberkuchenmeister, Hr. v. Holzwedel, bis in die letztere Stadt begleiten. Die Freigebigkeit des Königs von Polen war bekannt, und er gab auch diesmal seinem Begleiter einen Beweis davon, indem er ihm ein ansehnliches, mit Ducaten angefülltes Päckchen eingehändigte. Hr. v. Holzwedel, dem dergleichen nur selten vorkam, war begierig, die Anzahl der Ducaten zu wissen, und da er nicht glaubte, daß der König auf ihn Acht gebe, so öffnete er das in der Tasche befindliche Packet, und fing die Ducaten insgeheim zu zählen an. Der König bemerkte dieß mit stillem Vergnügen, und fragte ihn plötzlich, wie viel Melken man von Berlin nach Frankfurt rechne. Herr von Holzwedel, der eben beim Zählen bis an die Zahl vierzig gekommen war, erwiderte in der Eile: »Vierzig, Eure Majestät!« — „Das ist viel«, versetzt der König, »ich hätte nicht geglaubt, daß ich in den wenigen Stunden einen so weiten Weg zurücklegen würde.« Bald erfuhr König Friedrich diese Anekdote, und ergötzte sich sehr damit; doch mußte Herr v. Holzwedel, der übrigens als ein sehr rechtschaffener Mann bei ihm in Gunst stand, später noch oft Neckereien von ihm darüber hören.

Ein Gutsherr zeigte mehrere Briefe seines Verwalters, dem es nicht selten begegnete, daß er mit dem besten Willen von der Welt sehr unpassende Ausdrücke gebrauchte; so meldete er ihm den Umstand: daß der Amtschreiber durchgegangen sei, und 50 Gulden mitgenommen habe, folgendermaßen: »Der Amtschreiber L. ist hinter der Thüre entlaufen, und hat den übeln Geruch eines Kaffe-Defects zurückgelassen, der nicht mehr auszubringen.«

Bei einem Ball standen mehrere Herren im Nebenzimmer und unterhielten sich mit Gespräch, wäh-

rend es im Tanzsaal an Tänzern mangelte. Die Frau vom Hause trat in's Nebenzimmer und fragte Einen der Herren: »Sind Sie ein Tänzer?« und da er mit Ja antwortete, bat sie ihn, in den Saal zu treten und zu tanzen. Gleiche Frage und Antwort bei einem zweiten Herrn. Endlich wandte sie sich an einen dritten und fragte: »Sind Sie auch ein Tänzer?« — »Nein, gnädige Frau«, antwortete dieser, »ich bin ein Kaufmann.«

Mr. Stanislaus Serwaczynski.

bisher in Rußland und Polen rühmlichst bekannter Birukos auf der Violine und Mitglied mehrerer Musik-Vereine ist auf der Rückkehr von seiner Kunstreise nach Italien in Laibach angekommen, und dürfte wahrscheinlich in der nächsten Woche seine seltene Meisterschaft in einem Concerte bekrunden.

Wir hatten bereits Gelegenheit, diesen Heros der Violine, der keine Schwierigkeiten kennt, in einigen freundschaftlichen Briefen mit Bewunderung anzustarren, und können versichern, in Laibach, wo doch viele durchgereifte Meister dieses Instrumentes schon ihre Kunstschätze zu Gehör brachten, nie etwas Vollendeteres gehört zu haben. Wir wollen durch diese Behauptung dem großen Serwaczynski — dem Landmann und Freunde Serwaczynski's — nicht zu nahe treten; denn Lippynski hatte vor 12 Jahren, da wir ihn hörten, jene hohe Kunststufe noch nicht erreicht, auf der er nach der lobenswerthen, selbstverläugnenden Versicherung seines Freundes S. gegenwärtig steht.

Wenn wir durch die gediegene Kraft, Ausdauer und Leichtigkeit, mit welcher Hr. S. die ungeheuersten Passagenstücke von sich schleudert, mit Bewunderung erfüllt werden, so berühren wieder die Zartheit des Vortrages der Melodien, sein der menschlichen Stimme abgelaushtes sotto voce, die brillanten, von kläglichsten Punctationen interrompirten Koloraturen, die herrliche Vorführung und überhaupt alle, großen Künstlern eigenen Nuancirungen die zartesten Saiten der Herzen der Zuhörer.

Wir würden uns einen großen Verstoß gegen die Achtung für das hiesige kunstschätzende Publicum zu Schulden kommen lassen, wenn wir es unterlassen hätten, die Erscheinung dieses großen Virtuosen, dem mehrere Berichte achtungswerther Kenner aus Venedig nach dem glänzendsten Erfolge seiner dort gegebenen Concerte den Namen eines zweiten Paganini beilegen, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Der Tag, an welchem das Concert des Herrn S. Statt finden, und dem Publicum ein seltener Kunstgenuss dargeboten werden soll, wird nachträglich bekannt gegeben werden.

D a r t i t.

Da mit dem Schluß dieses Monats das zweite Semester der Laibacher Zeitung zu Ende gehet; so werden sämtliche P. T. Herren-Pränumeranten, welche mit ihrem Pränumerations-Betrage noch im Rückstande sind, ersucht, selben ehestens berichtigen zu wollen, weil man sich sonst genöthigt sehen würde, kein Exemplar ohne Anticipation abliefern zu können.
Laibach im December 1830.